

Den Seelsorgern ist eine umfassende Information über die Möglichkeiten der Pastoral an wiederverheirateten Geschiedenen zu vermitteln. Dabei ist insbesondere auf eine gründliche theologische Auseinandersetzung mit den Grundlagen der Pastoral Bedacht zu nehmen.

Damit die Seelsorger für ein ungewohntes Verhalten Verständnis finden, ist ein langfristiger, geduldiger Bildungsprozeß nötig. Dabei geht es nicht in erster Linie um die ausdrückliche Behandlung des Themas Geschiedenenpastoral, sondern vielmehr um die gelegentliche Erwähnung der richtigen Haltung gegenüber den Betrof-

fenen bei den verschiedenen sich bietenden günstigen Gelegenheiten.

Im gesamten der kirchlichen Verkündigung geht es darum – wie der Papst auch im Apostolischen Schreiben „Reconciliatio et paenitentia“ andeutet – Barmherzigkeit und Wahrheit in gleicher Weise darzustellen. So wie Jesus einerseits das Ideal der Ehe als Lebensbund seinen Zuhörern eindeutig vor Augen gestellt hat, andererseits aber jenen, die in ihrem Leben gescheitert sind, verständnisvoll, barmherzig und mit Respekt begegnet ist, so muß auch die Kirche beides gleichzeitig im Auge haben.

Afrikas Kirche hat viele Gesichter

Von einer Reise deutschsprachiger Bischöfe nach Angola, Kongo und Zaire

„Man kann sich nur kennen, wenn man sich sieht“ – auf diesen knappen Nenner brachte Bischof Franz Hengsbach (Essen), Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, die Zielvorstellung der 18köpfigen Delegation, die vom 2. bis 9. August mit westafrikanischen Bischöfen aus Angola, Kongo-Brazzaville und Zaire zusammentraf. Die Bischöfe aus der Bundesrepublik, der Schweiz und Österreich hatten drei Gruppen gebildet und ihre Reise in zwei Abschnitte geteilt: Besuch von einzelnen Diözesen in Zaire, Kongo bzw. Angola und ein zentrales dreitägiges Symposium in der zairischen Hauptstadt Kinshasa mit den anspruchsvollen Themen: Das Verhältnis Ortskirche – Weltkirche, Inkulturation als vorrangige pastorale Aufgabe der Kirche in Afrika und die Verantwortung der Kirche bei der Suche nach einer neuen Weltwirtschaftsordnung.

Mit dieser Reise setzten die deutschen Bischöfe ihre Kontakte mit den Ortskirchen in Westafrika fort, die Julius Kardinal Döpfner 1976 mit seiner ersten Afrika-Reise angestoßen hatte. Fünf Jahre später, 1981, besuchte Joseph Kardinal Höffner Afrika, und 1982 kamen erstmals acht westafrikanische Bischöfe zu einem mehrtägigen Kolloquium nach Maria Laach. Neu an der jüngsten Reise, an der u.a. die Bischöfe von Hildesheim und Speyer, Josef Homeyer und Anton Schlembach, sowie Vertreter von Misereor, Missio und Caritas teilnahmen, war die Einbeziehung schweizerischer und österreichischer Bischöfe: aus der Schweiz Bischof Eugène Maillat, Präsident des Schweizer Missionswerkes, der 1967 als Missionsbischof aus Guinea ausgewiesen worden war, und der Bischof von Fribourg, Pierre Mamie, aus Österreich der Wiener Weihbischof Florian Kuntner. Alle Mitglieder der deutschsprachigen Delegation betonten, daß für sie vor allem der Besuch bei den Kirchen vor Ort in Angola und Zaire einen hohen Stellenwert hatte.

Der Bischof von Speyer, Anton Schlembach, zeigte sich tief betroffen von den Folgen der Guerilla-Kämpfe der Untergrundbewegung Unita in Angola: Die staatlichen und kirchlichen Krankenhäuser, die Sanitätsstationen

seien überfüllt mit Soldaten, Zivilisten (auch Kindern), die in den von der Unita gelegten Minenfelder Beine oder Hände verloren hatten. Die medizinische Versorgung sei ungenügend, Nahrungsmittel würden über internationale Hilfsorganisationen wie die Caritas eingeflogen. Die bittere Konsequenz für die Kirche: Sie sei eingeschnürt in den Städten. Die Priester und Missionare wagten sich nicht mehr zu mehrtägigen Besuchen auf die Dörfer. Laien, Katechisten und Ordensschwwestern mußten daher neue wichtige Funktionen in der Gemeindegarbeit übernehmen: „Man erlebt eine Kirche, die von den Laien getragen ist, die davon sprechen, daß diese ihre Kirche ist“, meinte ein anderer deutschsprachiger Bischof. Hohe Theologie sei da wenig gefragt. In den Pfarreien würde nach dem Prinzip der Basisgemeinden gearbeitet. Laien stützten Laien, sprächen über ihren Glauben und versuchten, ihn weiterzugeben. Gerade die einheimischen Schwesterkongregationen erlebten eine neue Blüte.

Anschauungsunterricht auf verschiedenen Stationen

Die Besucher aus Europa fanden in Angola vor allem eine Kirche vor, die mit dem Kriegszustand fertig werden muß. Sie wird von der Bevölkerung respektiert, weil sie sich nicht politisch vereinnahmen läßt, weil sie jedem zu helfen sucht, der Hilfe braucht. Und sie wagt es, in Hirtenbriefen ein Hauptübel anzuklagen – die Korruption. Die Kirche in Angola ist eine der wenigen stabilen Institutionen im Lande, die über eine auch international festgefügte Struktur verfügt. Davon möchte nun auch das kommunistische Regime profitieren. Man habe der Caritas angedroht, von ihren Hilfsgütern einen bestimmten Prozentsatz für staatliche Zwecke zu konfiszieren. Anders ist das Gesicht und das Umfeld der Kirche in Zaire – zehnmal so groß wie die Bundesrepublik, bewohnt von nur 35 Millionen Menschen, reich an Boden-

schätzen. Zaire gehört zu den wichtigsten Rohstofflieferanten von Kupfer, Kobalt und Industriediamanten. Es könnte ein wohlhabendes Land sein, doch es befindet sich am Rande des Staatsbankrotts. Der katholische Staatsoberhaupt *Mobutu Sese Seko*, seit 1963 an der Macht, gilt mittlerweile als der Hauptschuldige der wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Misere. Persönliche Bereicherung geht vor der Sorge um das Gemeinwohl – natürlich nicht nur beim Staatspräsidenten. Entsprechend allgegenwärtig ist die Korruption im Lande. Zur Sanierung seines defizitären Haushaltes wurden 1984 über 46 000 Lehrer und Angestellte im Erziehungswesen grund- und fristlos entlassen (20 Prozent des Gesamtpersonalbestandes). Weitere 7 000 Lehr- und Hilfskräfte wurden im Universitätsbereich „wegsaniert“. Die ohnehin äußerst knappen Gehälter werden nur schleppend, wenn überhaupt bezahlt.

1974 verstaatlichte Mobutu alle *katholischen Schulen* des Landes, die er heute wieder gerne von Priestern und Missionaren geführt sähe. Vor 1974 waren 70 Prozent des Bildungswesens in kirchlicher Verwaltung. Inzwischen wurden die verstaatlichten Schulen größtenteils an die Kirchen (auch die protestantischen Gemeinschaften sind im Schulsektor stark vertreten) zurückgegeben (vgl. HK, Dezember 1985, 559). Der 1977 zwischen Staat und Kirche geschlossene Vertrag, in dem sich Mobutu verpflichtet, die Gehälter und Löhne des *Gesundheitspersonals* an kirchlich verwalteten und staatlich anerkannten Gesundheitsdiensten zu zahlen, ist de facto Makulatur. Seit zwei Jahren werden diese Leistungen für die über 300 Einrichtungen nicht mehr ausgezahlt.

Die Bischöfe erleben ein Land, wo die wirtschaftliche Sanierung, Finanz- und Wirtschaftspolitik auf dem Rücken der Sozialpolitik oder besser auf dem Rücken der durch Steuern, örtliche Abgaben, Soldateska-, Beamten- und Rechtswillkür bereits ausgebeuteten und brutalisierten Bevölkerung geschieht. Die Kirche selbst wagt in Zaire nicht öffentlich am Bild Mobutus zu kratzen. Spannungen sind trotzdem unvermeidlich. Im April wollten die Paulistenmissionare eine kleine Schrift des brasilianischen Befreiungstheologen *Leonardo Boff* übersetzen und publizieren. Als die staatlichen Behörden davon erfuhr, wurden in einem Handstreich alle Exemplare beschlagnahmt, die Druckerei für 14 Tage geschlossen.

Das Regime mißtraut der Kirche, trotz verschiedener Querverbindungen zwischen kirchlichem und staatlichem Bereich und mancher kirchlicher Persönlichkeit in hohen Staatsstellungen. Die Kirche Zaires ist gegenwärtig wohl die *vitalste* in ganz Schwarzafrika (ca. 43 Prozent der Bevölkerung sind katholisch); sie hat das Zweite Vatikanum nicht immer zum Wohlgefallen Roms und europäischer Schwesterkirchen produktiv in sich aufgenommen, verfügt über einen zahlreichen geistlichen Nachwuchs, hat sich besonders nachdrücklich um eine Inkulturierung von Liturgie, Frömmigkeit und Theologie bemüht. Die von der verstaatlichten ehemaligen Universität Lovanium übriggebliebene theologische Fakultät

von Kinshasa, die manche zu einer katholischen Universität ausbauen möchten, ist bis heute trotz sehr begrenzter Mittel die regste Schwarzafrikas. Die Kirche lebt im Volk und ist gesellschaftlich vielfältig präsent; der Staat ist in vieler Beziehung auf sie angewiesen. Aber gerade deswegen muß sie sich politisch zurückhalten.

Verdeckte Unruheherde recht unterschiedlicher Art

In *Kongo-Brazzaville* wurden die deutschsprachigen Bischöfe mit einer Kirche konfrontiert, die unter den Bedingungen eines afrikanischen, Moskau-orientierten Sozialismus lebt. Das Land, seit 1979 von Oberst *Denis Sassou-Ngesso* regiert, ist etwa so groß wie die Bundesrepublik und die DDR zusammengenommen, wird aber nur von 1,6 Millionen Menschen bewohnt. Davon sind etwa 40 Prozent Katholiken. Trotz der Ausrichtung an Moskau bestimmt die ehemalige Kolonialmacht Frankreich den Markt dieses sozialistischen Staates noch immer, der ebenfalls am Rande des Bankrotts steht. Die *Erdöleinnahmen*, die 1985 noch 67 Prozent des Haushaltes deckten, reichen 1986 nur noch für 24 Prozent. Die Außenschulden betragen über eine Milliarde D-Mark. Ähnlich wie Mobutu in Zaire entließ Sassou-Ngesso in diesem Jahr mehr als 10 000 Staatsbeamte, erhöhte aber gleichzeitig die Tarife für Post, Telefon, Bahn, Schiff, Strom und Wasser um 25 Prozent. Eine Militärparade ließ er sich am 22. Juni dieses Jahres jedoch über 13 Millionen D-Mark kosten.

Wie unsozialistisch der Präsident mit der Bevölkerung umgeht, wurde bei einem Besuch in der Stadt Nkayi deutlich. Die 600 Arbeiter bestreikten seit mehreren Tagen die staatliche Zuckerfabrik und drohten dem politischen Kommissar dieses Unternehmens mit Mord, da ihnen seit drei Monaten kein Gehalt mehr ausgezahlt worden war. Die Nachrichten über solche Unruheherde dringen aber kaum nach draußen. Seit Wochen gibt es in Brazzaville keine Tageszeitung mehr – das Papier fehlt. In Wesso konnte der Bischof aus Hildesheim, *Josef Homeyer*, unter anderem ein staatliches Krankenhaus besuchen, das seit sechs Monaten keine Medikamente mehr hat, seit über einem Jahr funktionieren weder die Sterilisations- noch die Röntgenanlage. Operationen finden nur bei örtlicher Betäubung in einem unklimatisierten Raum statt. „Ich fühle mich wie ein schlecht ausgerüsteter Pfleger, aber nicht wie ein Arzt“, klagte der Chefarzt dieses Krankenhauses. Als der Bischof anbot, die notwendigen Medikamente zu schicken, lautete die Reaktion des Arztes: „Aber bitte nicht auf dem normalen Postwege, dann kommen die Medikamente niemals hier an.“

Die Kirche hat in den letzten Jahren – der Papstbesuch 1980 soll nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein – wieder etwas mehr Spielraum erhalten. Es bleibt aber eine Situation, die Unsicherheit erzeugt. Besondere inner-

kirchliche Schwierigkeiten bestehen derzeit in der zweitgrößten Diözese des Kongo, in Pointe Noire. In dieser Diözese hat ein nicht untypisches Stammesdenken kirchlich voll durchgeschlagen. Bischof *Godefroy Mpwati* hat 22 ausländische Missionare aus seinem Bistum „entlassen“, so daß von zwölf ehemals gut versorgten Missionsstationen nur noch zwei besetzt sind. Der Bischof möchte eine Kirche, die von dem Stamm der Vilis geprägt ist und benachteiligt daher andere Stämme. Seit mehr als sieben Jahren drängten vor allem die Missionare auf die Abberufung dieses Bischofs. Im Juli versetzte Rom Bischof Mpwati in den Ruhestand, doch er weigert sich, die vatikanische Entscheidung zu akzeptieren. Natürlich stärken solche Entwicklungen die Position der Kirche im Kongo nicht. Es ist eine Kirche, die vorsichtig taktiert, politische Stellungnahmen vermeidet, aber Freiräume nutzt. Der deutsche Botschafter in Brazzaville, *Bernhard Kalscheuer*, charakterisierte die Situation so: „Die katholische Kirche im Kongo tut alles andere als sich zu profilieren.“ Und in einem Gespräch mit engagierten Laien meinte eine Frau: „Unsere Bischöfe müssen die Verwaltung ihrer Diözesen noch lernen.“

Ein nicht ganz einfacher Gesprächsversuch

Vor diesem Hintergrund und mit der Erfahrung, daß man nicht von *der* afrikanischen Kirche, geschweige denn von *der* afrikanischen Theologie oder Inkulturation sprechen kann, sondern daß jede Ortskirche Afrikas sich unter anderen gesellschaftspolitischen und ökonomischen Bedingungen bewähren muß, kam man vom 7. bis 9. August in der zairischen Hauptstadt Kinshasa im Priesterseminar Johannes XXIII. zum gemeinsamen Kolloquium zusammen. Fünf Bischöfe der Volksrepublik Kongo, vier angolische und 21 zairische Oberhirten saßen der 18köpfigen deutschsprachigen Delegation gegenüber. Während auf seiten der Afrikaner Bischöfe zu den Themen Verhältnis Orts- und Weltkirche, Inkulturation und neue Weltwirtschaftsordnung referierten, schickte die andere Seite den Tübinger Dogmatiker *Walter Kasper*, den Frankfurter Pastoraltheologen *Ludwig Bertsch* sowie den Afrika-Referenten bei der Deutschen Bischofskonferenz, *Ernst Berens*, auf das Podium.

Der kongolesische Bischof *Georges Singha* aus dem Bistum Owando trug zum ersten Thema „Teilkirche und Universalkirche“ eine Einführung und, wie er sagte, „eine Art Erörterung der dogmatischen Konstitution ‚Lumen gentium‘“ vor. Der Schwerpunkt seines Referates lag in den Ausführungen über „den Reichtum des Geistes, der sich in jedem Gläubigen offenbart“: Jede Teilkirche besitze in ihrem Innern „unschätzbare Reichtümer, die berufen sind, die Universalkirche zu bereichern“. Die Kirche übernehme Anlagen, Fähigkeiten und Sitten der Völker, soweit sie gut seien. Singha zitierte jene Passagen aus den Konzilsdokumenten, die von der *Verschiedenheit der Teilkirchen*, von den ihr eigenen Über-

lieferungen und ihren Rechten in der Universalkirche sprechen. Seine knappen Schlußfolgerungen mündeten in dem Appell: „Wir müssen uns in Offenheit, Natürlichkeit und Bereitwilligkeit den anderen zuwenden, um zu sehen, wie die Gaben des Geistes bei ihnen offenbar werden. Wir müssen diese gegebenen und geschenkten Gaben anerkennen, sie annehmen und in unsere eigenen Güter einbeziehen als festen Bestandteil der gemeinsamen Güter.“

Singhas Ausführungen waren vorsichtig und tastend, wurden nie konkret, griffen an keiner Stelle aktuelle Reibungspunkte zwischen der afrikanischen Ortskirche und Rom, zwischen der westafrikanischen Kirche und Europa auf. Er sprach allgemein von *Spannungen und Schwierigkeiten im Verhältnis der „einzelnen Teile zum Ganzen“*. „Es wird immer eine nützliche Spannung bestehen zwischen Einheit und Unterschiedlichkeit, Einheit und Verschiedenheit, Einheit und Vielfalt, zwischen einzelnen und gemeinsamen Gütern, zwischen Stabilität und Veränderung, zwischen Zentralem und Peripherem ... zwischen Alt und Jung, zwischen Alt und Neu, zwischen Anfang und Ende.“

Walter Kasper als deutscher Korreferent ging auf die Äußerungen Singhas nicht detailliert ein, führte dessen allgemeine Aussagen nicht hinüber in die aktuelle Diskussion um das Verhältnis von Orts- und Universalkirche. Er hielt sich an sein vorkonzipiertes Referat, in dem es unter anderem hieß: „Die Einheit der Kirche besteht in der *Communio* der Kirchen; sie ist eine *Communio-Einheit*. In gewissem Sinn kann man auch von einer einzigen Familie mit vielen mehr oder weniger erwachsenen Töchtern sprechen, die untereinander Schwestern sind.“ Die Prinzipien der katholischen Soziallehre, Subsidiarität, Solidarität und Pluriformität, zog Kasper heran, um eine Brücke zwischen Orts- und Weltkirche zu schlagen.

Nur aus einer Passage ließ sich eine vorsichtige Kritik an den römischen Zentralisierungstendenzen heraushören, und zwar als Kasper sagte: „Das Prinzip der Subsidiarität besagt in unserem Zusammenhang, daß eine größere Einheit nur dann eingreifen darf, dann aber auch eingreifen muß, wenn eine kleinere Einheit ihre eigenen Aufgaben nicht erfüllt bzw. nicht aus eigener Kraft erfüllen kann. Die Teilkirche muß also zunächst in Eigenständigkeit für die Bezeugung des Glaubens mit der universalen Kirche Sorge tragen. Ohne das *Subsidiaritätsprinzip* wäre die *Communio-Ekklesiologie* eine abstrakte und letztlich inhaltlose Phrase“.

„Wirksame Mittel, um schlechte Nachrichten zu verbreiten“

Es waren dann doch die Afrikaner, die nach den vielen eher abstrakten Worten erfrischend offen wurden. Bischof *Mambe Mukanga* aus dem zairischen Bistum Kindu appellierte an die deutschen Oberhirten, in ihren Überlegungen über Orts- und Weltkirche nicht die *Laien* zu vergessen, die in manchen afrikanischen Ländern sehr

engagiert seien. Und er bat die Christen der „alten Kirche“, den jungen Kirchen Afrikas nicht so mißtrauisch gegenüberzustehen. Man wisse, daß unter ihnen immer wieder gefragt werde, ob die Kirche von Zaire fähig sei zu einer eigenständigen Entwicklung und ob sie den christlichen Glauben in ihrer Kultur auch wirklich verwurzeln könne. „Redet nicht so viel über uns, beurteilt uns nicht so schnell, denn ihr habt kaum etwas von uns gesehen. Ihr habt wirksame Mittel, schlechte Nachrichten über uns zu verbreiten“, lautete seine Bitte und Kritik. Weihbischof *Monsengwo Pasinya* aus Kisangani, der Vorsitzende der zairischen Bischofskonferenz hingegen betonte: „Teilkirchen dürfen sich nicht absolut setzen.“ „Westliche“ Vorschläge würden in Rom schneller bearbeitet und leichter akzeptiert als Anregungen aus den jungen Kirchen, ergänzte ein anderer Bischof aus Zaire, der weitgehend die Diskussion bestimmte.

Bischof *Matondo Kwa Nzambi* von Basankusu, Präsident der Kommission für die Laien in der zairischen Bischofskonferenz, unterstrich eine Dimension, die immer wieder auf diesem Symposium in den Hintergrund zu rücken drohte: Kirche ist nicht gleichzusetzen mit Klerus. Die *Laien* müßten besser in die Kirche integriert werden – und für die nächste Begegnung wünschte Bischof Matondo die Einbeziehung von Laien. Daß diese Forderung keine Luftblase ist, ließen manche Begegnungen am Rande der Reise erkennen. Der Vorsitzende der Laienbewegung im Kongo, ein Architekt, fragte seinen Erzbischof, warum kein einziger Laie mit zum Kolloquium nach Kinshasa dürfe. Und in Zaire begegnete man einem ehemaligen Botschafter beim Vatikan, der sich besonders für das Laienapostolat unter den Intellektuellen Zaires einsetzt. Es gebe für eine Institution wie das Zentralkomitee der deutschen Katholiken genügend adäquate und kompetente Gesprächspartner, die der Horizonterweiterung dieses Gremiums nur guttun könnten.

Viel Mühe hatte sich der angolesische Bischof *Francisco Viti* aus dem Bistum Menongue gemacht, der in das heikle Thema „Inkulturation“ einführte. Er definierte *Inkulturation* als „Selbstdarstellung des Menschen vor Gott“. Jeder Mensch sei in eine vorgegebene Kultur hineingeboren, aus der er lebe. Deswegen dürften Missionare anderen ihre Kultur nicht aufzwingen. Es sei für die Verkünder des Glaubens unabdingbar, die Kultur zu kennen, in die sie den christlichen Glauben tragen möchten. „Wie kann man mit jemandem einen Dialog führen, den man nicht kennt“, fragte der Bischof aus Angola. Mit linguistischer Sorgfalt interpretierte Viti die verschiedenen Termini, die in der Inkulturationsdebatte immer wieder fallen. „La Culture“, „Enculturation“ und „L'Inculturation“ – doch auch er vermied es, auf konkrete Beispiele für eine gelungene oder mißglückte Verbindung zwischen afrikanischer Tradition und katholischer Liturgie z. B. einzugehen.

Erst die Frage im Korreferat von Professor *Ludwig Bertsch*, ob man Brot und Wein als *eucharistische Gestalten* im afrikanischen Gottesdienst ersetzen könne, zum Bei-

spiel durch einheimischen Palmwein und Hirsebrod, löste eine Debatte zwischen Fachtheologen aus. Die These von Professor Bertsch, über die keine Einigkeit erzielt werden konnte, lautete: „Der Grund der Beibehaltung von Brot und Wein als eucharistische Gestalten ist nicht die Nachahmung dessen, was Jesus im Abendmahlsaal tat, sondern die in seiner Stiftung gewollte wirksame Darstellung des Zusammenhanges von Verheißung und Erfüllung sowie die Einheit seiner Kirche, sowohl durch die Jahrhunderte wie bezüglich aller, die, an welchem Ort auch immer, sein Gedächtnis begehren.“

Das Gespräch klammerte sich so sehr an diesem Punkte fest, daß ein Missionar im Gespräch meinte, „diese Diskussion ist sehr weit von den wirklichen Problemen der afrikanischen Inkulturation entfernt“. Und in der Tat, in den Gesprächen am Rande des Kolloquiums wurde sehr viel deutlicher, wo die eigentlichen Fragen und Sorgen liegen: in der Sakramentenspendung der Ehe, der Taufe und der Krankensalbung beispielsweise. Anders als in Europa ist in afrikanischen Ortskirchen die *Kindertaufe* vielfach nicht die Regel. Etwa mit sieben Jahren beginnen die Kinder ein Katechumenat, das zwei bis drei Jahre dauert. In manchen großen Pfarreien mit mehr als 10 000 Gläubigen gibt es pro Jahr nur fünf bis sieben Eheschließungen. Der Grund: Die Riten des Clans und des Stammes sind bestimmender als die kirchliche Sakramentenpraxis. Vor der endgültigen Eheschließung ist es für den Afrikaner notwendig, daß die Fruchtbarkeit der Frau unter Beweis gestellt ist. Die *afrikanische Eheschließung* ist ein Prozeß, der sich in verschiedenen Stufen vollzieht und in dem die Verwandtschaft eine große Rolle spielt. Versuche, in diese afrikanischen Traditionen die kirchliche Eheschließung miteinzubinden, wurden von Rom untersagt. Das Sakrament der Krankensalbung wird kaum gespendet, ja man hat den Eindruck, es wird fast versteckt. „Wenn wir einem Afrikaner dieses Sakrament spenden“, so ein Missionar, „glaubt er, sein Tod sei unabwendbar“. Beerdigungen geschehen auch heute noch weitgehend ohne den Priester, sie werden vom Clan organisiert. Diese Sachverhalte wurden beim Kolloquium ebensowenig aufgegriffen wie Fragen nach der einheimischen Liturgie. Obwohl gerade Kinshasa mit seinem „Rite Zaïrois“ Anschauungsunterricht geboten hätte.

Eindringliche Bitte um den Geist der Partnerschaft

Die lebhafteste Debatte, an der auch die Bischöfe Josef Homeyer und Franz Hengsbach sowie die Vertreter der Hilfswerke Misereor und Missio sich beteiligten, entstand beim Thema „Die Rolle der Kirchen bei der Suche nach einer neuen *Weltwirtschaftsordnung*“. Bischof *Mambe Mukanga*, der dazu das Grundsatzreferat hielt, klagte die westliche Wirtschaft als „Wirtschaft der Einbahnstraße“ an, die zum Beispiel den westafrikanischen „Ölhandel vom Bohrloch bis zur Benzinstation beherrschte“. „Die Rüstungspolitik, die Ausbeutung durch

die internationalen Multis und die totale Abhängigkeit von ausländischen Beratern sind die Hauptgründe für unsere Verarmung“, meinte der Bischof. Der internationale Markt verurteile Afrika zur Armut, weil die *Robstoffpreise* nicht in Kinshasa oder Brazzaville, sondern in London oder New York festgesetzt würden.

Die *Kritik an der westlichen Marktwirtschaft* war massiv. Er sprach aber auch von einer „Betlermentalität“ in der eigenen Bevölkerung und von einer unwirksamen staatlichen Verwaltung, die nur durch Bewußtseinsbildung auf allen Ebenen geändert werden könnte: „Bewußtseinsbildung und eine gute Erziehung sind die Ecksteine für eine wirksame und gesunde Entwicklung.“ Und weiter: Man wolle keine Projekte mehr, in denen die Bevölkerung nichts mitbestimmen kann. Man fühle sich häufig auch in der Kirche als Menschen, die immer eine Hilfestellung brauchen, als die ewig Assistierte. „Wir bitten Sie, von einer Mentalität der Hilfe zu einem Geist der Partnerschaft zu kommen.“ Die deutschsprachigen Gesprächspartner wurden aufgefordert, die öffentliche Meinung wachzurütteln, Druck auszuüben auf die Regierungen und Konzerne afrikanischer Länder.

Weihbischof *Tshibangu* aus Kinshasa, einer der führenden intellektuellen Köpfe der Kirche in Zaire, heizte die Diskussion spürbar an, als er bemerkte: „Die Stellungnahmen der evangelischen Kirche sind klarer als die Erklärungen der katholischen Kirche. Die Stellungnahmen der evangelischen Kirche zu Südafrika, zum Nord-Süd-Konflikt finden eine stärkere Beachtung als die katholischen Erklärungen. Die katholische Kirche muß wieder eine prophetische Rolle spielen.“ Es war der Bischof von Hildesheim, Josef Homeyer, der gerade diese Feststellung energisch zurückwies und meinte: „Mir ist neu, daß

die Stellungnahmen der evangelischen Kirche einheitlich und wirksam sind.“ Die Erklärung der katholischen Deutschen Bischofskonferenz zum Thema Gerechtigkeit und Frieden hätte eine weitaus größere Beachtung gefunden als die evangelischen Erklärungen zu Rüstungsfragen. Und der Essener Bischof Hengsbach versicherte den Westafrikanern: „Wir wollen euch keine Programme und keine Projekte aufzwingen oder aufdrängen.“

Empfindlichkeiten, die beachtet sein wollen

Die Debatte zeigte, daß sich hinter den Vorbehalten gegen die westliche Wirtschaftsordnung auch Vorbehalte gegen die reiche „westliche“ Kirche und ihre Repräsentanten verstecken. Man fühlt sich noch immer vom weißen Mann beherrscht. Die Erfahrungen der Kolonialzeit wirken wie ein Trauma nach. Anders ist es kaum zu erklären, daß es plötzlich auch zu einer Kritik an den Missionaren und Hilfswerken kam. Die Missionare würden bei der Vergabe von Projekten bevorzugt. Sie hätten es leichter bei den Hilfswerken als die schwarzen Bischöfe, die jetzt die Verantwortung für ihre Kirche trügen. Obwohl die Vertreter von Misereor und Missio mit konkreten Zahlen diese Kritik zurückweisen konnten, spürten wohl alle, wie empfindlich die afrikanische Seele ist.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde klar, wie notwendig es ist, Gespräche mit afrikanischen Ortskirchen, und zwar vor Ort, zu führen. Demnächst soll der Dialog in der Bundesrepublik fortgesetzt werden. Bleibt zu hoffen, daß sich der deutsche Episkopat dann genauso viel Zeit nimmt für die Gespräche wie die westafrikanischen Bischöfe in Kinshasa.

Jürgen Hoeren

Geistliche Aufbrüche

Neue Gemeinschaften und Bewegungen in der Kirche

Ob bei Jugendtreffen in Rom, bei Großveranstaltungen im Rahmen einer der vielen Reisen von Johannes Paul II. oder bei Katholikentagen – in den letzten Jahren drängen Gruppen ins Rampenlicht, die in der Kirche unübersehbar an Bedeutung gewinnen: die neuen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen. „Die Sanften kommen“ titelte die Zeitschrift „kontraste“ (Nr. 3/1975) vor über zehn Jahren und brachte die damalige Verwunderung darüber zum Ausdruck, daß sich so kurze Zeit nach den unruhigen endsechziger Jahren und nach der Reformeuphorie in Gesellschaft und Kirche Anfang der siebziger Jahre bereits der nächste Wandel andeutete. Als „sanft“ empfand man diese Gruppen deshalb, weil nach Jahren des Protestes und der Kirchenkritik die Stimmung auf Halleluja und Kirchentreu umzuschlagen begann.

Inzwischen haben es die Charismatiker und Fokolarini, die Schönstätter und Neokatechumenalen nicht mehr nötig zu kommen, sie sind da: Pfarrgemeinden müssen sich mit der Tatsache auseinandersetzen, daß von den hauptamtlichen Seelsorgern manche einer dieser Gruppen angehören und diese Zugehörigkeit auch den Stil der Seelsorgearbeit verändert; Ordensleute suchen über die Zugehörigkeit zu ihrer eigenen Gemeinschaft hinaus nach einer Verlebendigung ihrer Ordensspiritualität – in den neuen Bewegungen; Laien nehmen mehr oder minder aktiv am Leben der Pfarrgemeinden teil – und suchen außerdem noch Kontakt zu Gebetsgruppen, fahren Hunderte von Kilometern weit, um an Treffen geistlicher Gruppen teilzunehmen; den traditionellen Jugendverbänden erwächst eine nicht immer gern gesehene Konkur-